



Leseprobe

Verena Roßbacher

Ich war Diener im Hause Hobbs

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 384

Erscheinungstermin: 15. Februar 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

»Ein glanzvoll komponiertes, spannendes Prosastück, voller Witz und literarischer Anspielungen.« Rainer Moritz, chrismon

Zwischen »Downton Abbey« und Dürrenmatt: Es war Christian, der Diener der Zürcher Anwaltsfamilie Hobbs, der den Toten im Gartenpavillon neben der blutbespritzten Chaiselongue fand. Jahre später blickt er zurück und versucht zu verstehen, wie es zu der Katastrophe kommen konnte. Erinnerungen an seine Jugend im österreichischen Feldkirch drängen sich scheinbar zufällig in die Rekonstruktion: Vier genialisch provinzielle Jungs rezitieren am sommerlichen See in sagenhaften Anzügen Zweig und Hesse, haben ihre ganz eigene Theorie zu Frauen mit Locken und das gute Gefühl, dies alles wäre erst der Anfang. Christian erzählt vom Auseinanderdriften der Freunde, von seinen ersten Jahren im Hobbs'schen Haushalt, von verwirrenden nächtlichen Zimmer-besuchen, liebevoll inszenierten Familienporträts und dem fatalen Moment, als die einnehmende Hausherrin seinen alten Freunden begegnet. Und während er die Untiefen der eigenen Schuld auslotet, kommt er einem großen Geheimnis auf die Spur.



Autor

Verena Roßbacher

Verena Roßbacher, 1979 in Bludenz/Vorarlberg geboren, aufgewachsen in Österreich und der Schweiz, studierte einige Semester Philosophie, Germanistik und Theologie in Zürich und am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig. Nach ihrem Debüt »Verlangen nach Drachen« und »Schwätzen

Es war Christian, der Diener der Zürcher Anwaltsfamilie Hobbs, der den Toten im Gartenpavillon neben der blutbespritzten Chaiselongue fand. Jahre später blickt er zurück und versucht zu verstehen, wie es zu der Katastrophe kommen konnte.

Erinnerungen an seine Jugend im österreichischen Feldkirch drängen sich scheinbar zufällig in die Rekonstruktion:

Vier genialisch provinzielle Jungs rezitieren am sommerlichen See in sagenhaften Anzügen Zweig und Hesse, haben ihre ganz eigene Theorie zu Frauen mit Locken und das gute Gefühl, dies alles wäre erst der Anfang. Christian erzählt vom Auseinanderdriften der Freunde, von seinen ersten Jahren im Hobbs'schen Haushalt, von verwirrenden nächtlichen Zimmerbesuchen, liebevoll inszenierten Familienporträts und dem fatalen Moment, als die einnehmende Hausherrin seinen alten Freunden begegnet.

Und während er die Untiefen der eigenen Schuld auslotet, kommt er einem großen Geheimnis auf die Spur.

VERENA ROSSBACHER, 1979 in Bludenz/Vorarlberg geboren, aufgewachsen in Österreich und der Schweiz, studierte einige Semester Philosophie, Germanistik und Theologie in Zürich und am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig. Nach ihrem Debüt »Verlangen nach Drachen«, »Schwätzen und Schlachten«, »Ich war Diener im Hause Hobbs« erschien ihr vierter Roman »Mon Chéri und unsere demolierten Seelen«.

VERENA
ROSSBACHER

ICH WAR DIENER
IM HAUSE
HOBBS

Roman

btb

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Lizenzausgabe Februar 2023

btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright © 2018 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung: semper smile, München
nach einem Entwurf von Barbara Thoben, Köln
unter Verwendung eines Motivs von © akq-images
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

MK · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-77080-9

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/btbverlag

Für Mathias

und

in Erinnerung an meinen Vater:

Sein Humor, sein Timing

und sein Faible für schlechte Witze

werden für mich

immer wegweisend bleiben.

PROLOG

Es war ein schlampiger Tag. Dies ist eine einfache Geschichte.

Ich fand ihn drüben im Gartenhaus.

Mein Bett, das Schreibpult und die von mir so geliebte Chaiselongue, die hübsche blassblaue Perserbrücke, alles war voller Blut – ich vermute, Sie kennen die Details, die Zeitungen waren damals voll davon. Dieser grauenhafte Tod, aber schon in den Wochen davor der Skandal, als die ganzen Umtriebe ans Licht kamen, vor allem jedoch die vormalige Präsenz der Hobbs im Zürcher Stadtleben, die Matineen, der illustre Bekanntenkreis und die legendären Dinner, ja überhaupt die Tatsache, dass ein solches Drama sich in den besten Kreisen der Gesellschaft zutrug, machten das Ganze natürlich umso brisanter.

Es gab ein Wort, das häufig fiel in dieser Zeit – und damit meine ich die Wochen vor dem grausigen Ende, dem letzten Showdown, der alles Geraune verstummen ließ, als das Entsetzen sich über die Freuden des banalen Klatsches legte. Ich meine die Tage, in denen immer weitere Details

an die Öffentlichkeit kamen und das Bild der Familie sich in der allgemeinen Wahrnehmung derart drastisch veränderte, als hätte ein erstaunlicher Schachzug die gesamte Spieldynamik verschoben, ja, umgedreht. Und dabei ging es eigentlich gar nicht um die Hobbs an sich, es ging ums Prinzip. Sie waren einfach zufällig unter den Ersten, die es erwischte.

Ein Wort, ich las es in diversen Postillen, fachsimpelnde Diskussionspartner benickten es zur besten Sendezeit an runden Tischen, die aufgeregten Nachbarn teilten es in der Quartierbäckerei beim morgendlichen Croissantkauf, neben den Körben voller Knospentrot und Baguette und zwischen den gut gefüllten Regalen bei *Feinkost Panucci*, und verstummten geflissentlich, wenn ich die Geschäftsräume betrat. Es war das, was man am allerliebsten nur getuschelt von sich gab, geheimnisvoll und genießerisch zugleich und ganz so, als hätte man es immer schon geahnt: Je höher der Aufstieg, desto tiefer der Fall.

Es ist eine simple Weisheit, eine nachträgliche Besserwisserei und im Grunde völliger Unsinn. Denn was soll das heißen? Ich meine, wo wären wir, fänden sich nicht immer wieder Einzelne unserer Art bereit, luftige Höhen zu erklimmen und die Risiken auf sich zu nehmen, grandios daran zu scheitern, zu stürzen und sich womöglich erheblich zu verletzen? Und doch war natürlich etwas Wahres dran, zumal die Hobbs sich nun nicht gerade brüsten konnten, Opfer für die Menschheit gebracht zu haben. Es war ein Aufstieg aus rein selbstsüchtigen Motiven, es war eine nahezu perfekte Optimierung der eigenen Behaglichkeit. Es war ein hoher Aufstieg. Oder vielleicht –

jetzt, wo ich dies niederschreibe, kommt mir ganz plötzlich das Bild wieder vor Augen, wie ich sie des Nachts einmal antraf – vielleicht beschreibt es etwas anderes ungleich genauer.

Antrafist übrigens zu viel gesagt: Ich traf sie, aber sie trafen mich nicht, ich meine damit, sie sahen mich nicht, nahmen gar nicht wahr, wie ich sie von der Diele aus durch den Türspalt beobachtete in dem halbdunklen Wohnzimmer, nur erleuchtet vom gut gefütterten und gemächlich kauenden Feuer im Kamin. Sie wähten mich sicherlich schon längst drüben im Pavillon, sie wähten mich ebenso tief schlafend wie die Kinder oben in ihren Betten, sie wähten sich allein. Auf dem breiten Fenstersims standen eine geleerte Flasche *Dom Pérignon* nebst zweier hauchzarter Champagnerflöten.

Meines Wissens waren sie – ich spreche von den Champagnerflöten – das letzte Mal ein paar Monate vor dem erwähnten Abend zur Verwendung gekommen, als Frau Hobbs erfahren hatte, dass sie wieder schwanger war. Sie musste an besagtem Morgen bei ihrem Arzt gewesen sein – sie hielt es sicher für ordinär und ihrem Status unangemessen, unter den interessierten Augen der übrigen Kunden in der Apotheke einen Teststreifen zu erwerben und die freudige Nachricht mit voll gepinkelten Fingern zu erfahren.

Ich jedenfalls brauchte keinen Arzt. Ich hatte schon längst geahnt, was Sache war. Ich bin ein genauer Beobachter, und damals hatte ich zwangsläufig meine aufräumdenden und sortierenden Finger ständig in den intimsten

Schubladen, den verborgensten Arealen, ich registrierte die leichtesten Verschiebungen.

Ich muss selbst stutzen, wenn ich dies so niederschreibe, »genauer Beobachter«, und »ich registrierte die leichtesten Verschiebungen«, denn genau das ist mein Problem in dieser Geschichte: Ich habe nicht genau beobachtet. Und ich habe die Verschiebungen nicht wahrgenommen, weder die leichten noch die schwerwiegenden. Ich habe, alles in allem, meinem Beruf keine Ehre gemacht.

Damals allerdings, zumindest in Bezug auf den Schwangerschaftsstatus Frau Hobbs', hatte mein Radar einwandfrei funktioniert, ich hatte tatsächlich schon längst geahnt, was Sache war.

Zwei Tafeln feine Schokolade im Schrank, die über Wochen hinweg keinen interessierten, plötzlich waren sie aufgegessen; eine über Jahre geführte Temperaturtabelle, ein stets enttäuschendes Auf und Nieder der Kurven, auf einmal blieben sie konstant – es reichten diese winzigen Details, um mich aufhorchen zu lassen. Anscheinend hatten sie spätabends, als ich mich schon zurückgezogen hatte, diese lang ersehnte Neuigkeit zusammen gefeiert. Ich hob am Morgen das Tablett mit diesen filigranen Gläsern vom dicken Teppich auf, fegte die herumliegenden Krümel der mürben Käsestangen zusammen und versuchte, einen aufglühenden Gedanken zu unterbinden. Nein, das trifft es nicht ganz. Ich war sicher alles andere als ein glänzender Mathematiker – wie Herr André viele Jahre zuvor einmal so apodiktisch festgestellt hatte –, aber ich konnte eins und eins zusammenzählen. Ich wusch die Gläser ab, polierte sie, ich stellte sie in den Schrank. Ich

ging nach oben, studierte die Temperaturtabelle, dann konsultierte ich die beiden Terminkalender. Ich fühlte mich unbehaglich.

Später wählte ich seine Nummer und legte auf, bevor er abheben konnte. Was hätte ich auch sagen sollen.

Nun, ein paar Monate später, war der gewölbte Bauch schon gut zu sehen, es war tiefe Nacht, und ich war vom Pavillon noch einmal herübergekommen, ich hatte vergessen, die Haferflocken einzuweichen – Frau Hobbs aß, seit sie schwanger war, täglich eine Schale Porridge, aus Verdauungsgründen. Ich stand also in der dunklen Diele, lehnte neben dem zierlichen Sekretär an der Wand und roch den fetten und irgendwie spöttischen Rosenduft der getrockneten Blüten in der Silberschale. Ich betrachtete das belebte romantische Diorama vor mir. Herr Hobbs hatte sein Jackett abgelegt, weich und wie eine fläzende, grau gemusterte Katze lungerte es auf dem großen Sessel im Erker, die Krawatte hing locker und dabei erstaunlich souverän über der Schulter auf dem gestreiften Hemd, und die Schuhe, scheinbar nachlässig von den Füßen gestreift, lagen tändelnd neben Frau Hobbs' glitzernden, eleganten Stiletto vor dem Sofa, und in Strümpfen tanzten sie versunken zur Musik von Manitas de Plata.

Vielleicht war es eher so. *Je höher der Aufstieg, desto tiefer der Fall* – nein, das ist das falsche Bild. Sie haben hoch, hoch oben getanzt. Sie stiegen nicht hinauf und fielen dann runter, die Hobbs waren bei Gott keine Wanderfreunde, sie tanzten, und plötzlich machte jemand die Musik aus, auf einmal nahm der große Manitas die Finger aus den

Saiten, und es war still, von einem Moment auf den anderen. Es gab diese paar peinlichen Sekunden, in denen sie weitertanzten, jetzt bei greller Aufräumbeleuchtung und ohne narkotisches Plimplam, dann schauten sie auf und die Welt schaute zu.

Aber zurück zu besagtem Abend, ich verborgen in der Diele, sie beide mit Manitas im Salon, noch spielte die Musik, noch raunte der Südfranzose seine heiseren Betörungen, noch war das Glück an ihrer Seite und die Zeit mit ihnen befreundet.

Bernadette Hobbs, das hinterfotzige Flammenspiel aus dem Kamin verfiel sich wichtigtuertisch und kindisch zugleich in ihren kirschholzfarbenen Haaren, lehnte, geschmiegt und geschmiert, als wäre alles an ihr wachweich wie ein perfekt gekochtes Ei und er ihr Toast, das Gesicht mit den geschlossenen Augen an seiner Brust. Herr Hobbs – es war mir selten so deutlich bewusst gewesen wie in ebendiesem Moment, als sich ein kleines, unscheinbares Fenster aufzutun schien zu den verborgenen Kammern und ungeahnten Gelassen seines Wesens – war so unverschämt maskulin mit diesen typischen Attributen von Macht, Geilheit und Erfolg, die mich zu verhöhnen schienen, gerade in ihrer hier gezeigten Nachlässigkeit, allein das Hemd, das hinten ein wenig aus dem Hosenbund lugte, schien ein einziger guter Witz zu sein. Ein Witz über mein, sogar noch zu später Nachtstunde, sorgsam gepelltes Erscheinungsbild. Seine Haare schimmerten wie feuchter Rost, wie eisenhaltige Steine, die abendrot aufglommen, wenn es regnete, sein Kopf lag wohligh gebettet auf den Locken seiner Frau und die breiten Hände mit

der Selbstverständlichkeit eines Kolonialherren auf ihrem weichen Hintern.

Es dauerte eine gute Zeit, bis ich mich lösen konnte von diesem intimen Moment, es war, als nähmen der trügerisch wonnige Rosenduft und das heimlich Geschaute mir jede Kraft, mich zu entfernen. Ein Augenblick, der, einer zarten Blase gleich, zu schweben schien, durch die Dunkelheit und durch die Jahre, die vergangenen und die kommenden.

Ich heiße eigentlich Christian Kauffmann – hier in Feldkirch natürlich Krischi, es gibt keinen Eigennamen, den der Vorarlberger nicht kleinkriegt. Abgesehen davon ist es ein Name wie jeder andere auch, Christian heißt man praktisch überall auf der Welt, und ich trage einen Nachnamen, der in der Gegend, aus der ich stamme, durchaus geläufig und nichts Bemerkenswertes ist.

Ich war übrigens nicht der Meinung, meine Herkunft, mein Name, meine Familie und die regionalen Besonderheiten meiner Heimat seien grundsätzlich von Belang. Ganz im Gegenteil war ich, meinen Ursprüngen irgendwann entwachsen, sehr bestrebt, sie nach Möglichkeiten nicht mehr zu erwähnen, ja, ich war sogar ganz froh darüber, bei den Hobbs meinen Vornamen ablegen zu können und damit gewissermaßen ein anderer zu sein, vielleicht sogar niemand. Grund dafür waren keineswegs prekäre oder dramatische Umstände, irgendwas Dubioses oder Mysteriöses in meiner Biografie, ganz im Gegenteil, es war nichts Spektakuläres darin, es herrschte eher, so könnte man das nennen, eine wohlwollende Monotonie. Nichts an meiner

Vergangenheit taugte als erfüllender Gesprächsstoff. Vielleicht war es aber genau diese naive Ignoranz, die blöde Hoffnung, man könne unbelastet und unbeschrieben neu beginnen, ja, überhaupt diese schöne Idee: neu zu beginnen, die dafür sorgten, dass die Dinge so kamen, wie sie nun einmal kamen.

Ich bin, der gesellschaftlichen Auffassung von meinem Beruf zufolge, noch relativ jung. Typisch mag es vielleicht nicht sein, in meiner Ausbildung zum Butler gab es aber durchaus einige in meinem Alter. Wie kommt es nur, dass ich mich so viel älter fühle? Nun, da ich wieder hier in Feldkirch bin und dies niederschreibe, stelle ich mir gerne vor, mein Leben wäre bis zu meinem Weggang eine stringente Geschichte gewesen, ein klares, handliches Buch mit einem chronologisch einleuchtenden Verlauf. Keine doppelten Böden, keine ironischen Spielereien: Ein Mann wird geboren, lebt seinen kleinen Alltag, und irgendwann geht er wieder. Bücher dieser Art sind immer latent psychophob, es ist der rührende Wunsch, die Dinge würden, so man sie nur klar und ehrenhaft ausdrückte, tatsächlich verständlicher, es ist der Wunsch nach einer eindeutigen Welt, nach schwarz und weiß, ja oder nein – es war immer mein Wunsch. Ich wollte diese Eindeutigkeit nie durch Anmerkungen verunstalten, ich wollte nicht meine Erinnerungen revidieren, ich wollte nicht etwas bereits Gesetztes infrage stellen und neu definieren, ich wollte nicht durchstreichen und gedrängt in die halbe Zeile darüber kritzeln. Und bis heute hadere ich damit und bin mir nicht sicher: Waren es die Umstände oder lag es an meinem mangelnden Scharfsinn? Hätte ein

anderer – genau genommen John – weitaus früher etwas verstanden, hätte er die richtigen Fragen gestellt oder die rechten Schlüsse gezogen? Oder, muss ich es so formulieren: Hätte er sich einfach besser erinnert? Ich vermute es. Wissen kann ich es nicht, ich habe John nie danach gefragt.

Aber vielleicht täusche ich mich auch, vielleicht überschätze ich ihn. Das macht es nicht besser. Es macht nur, dass ich für diesen Bericht in die Kapitel einer Vergangenheit blicke, die ich für abgeschlossen hielt und nun genötigt bin, sie neu zu deuten, sie Punkt für Punkt durchzugehen. Und sogar das wäre müßig, ginge es nicht um die Frage nach der Schuld. Und das ist interessant, denn wo beginnt Schuld? Ist Schuld ein Zustand oder besser, ein Sachverhalt, der bewusstes böses Handeln voraussetzt? Sind das philosophische Fragen? Wahrscheinlich, jedenfalls kann ich sie nicht beantworten. Kann schuldig sein, wer die Konsequenzen seines Handelns nicht absehen konnte? Vielleicht nicht. Werfe ich einen Blick in die Tiefe der Jahre, erkenne ich: Verkettungen, ein Durcheinander von Fakten und Motiven, und vielleicht wäre es richtiger zu sagen, die Schuld verteilt sich auf viele Schultern. Mir gefällt dieser Gedanke, im Grunde genommen wäre die Schuldfrage damit hinfällig. Wenn alle schuldig sind, ist eigentlich auch niemand schuldig. Gösch sagte dazu knapp, er halte das für Schönrederei, Schuld, so seine Überzeugung, sei immer höchstpersönlich.

Gösch, ich wusste in dem Moment, als er es sagte, *immer höchstpersönlich*, ich wusste, dass er es sagte, um meine Reaktion zu sehen, um zu sehen, ob ich mich tat-

sächlich gemeint fühlte, ob ich, ich *höchstpersönlich*, mich schuldig fühlte.

Ich weiß es nicht. Vermutlich kann man nur zusammentragen und sehen, welches Bild sich ergibt.

Ich habe die Erfahrung gemacht, dass die Nennung meines Berufs immer wieder auf ein gewissermaßen natürliches voyeuristisches Interesse stößt, kaum jemand, der sich dem entziehen kann. Kommt das Gespräch auf meine Ausbildung in den Niederlanden, gesellt sich fast automatisch diese diffuse Sehnsucht nach einer Art Internatsleben dazu, die mit seriellen Wiederholungstätern wie *Hanni und Nanni* oder *Schloss Schreckenstein* kultiviert wurde und die mit *Harry Potter* ganz ungeahnt neuen Aufwind bekommen hat. Die Vorstellung, für zwei Monate in einem riesigen Schloss (das Valkenberger Schloss, ursprünglich als Kloster angelegt, ist sicher eines der beeindruckendsten Gebäude dieser Art im Süden Hollands und mit seinen hundertfünfunddreißig Zimmern und dem weitläufigen Grund gewiss kein schlechter Ort, um auf die künftige Arbeit in den luxuriösen Häusern vorbereitet zu werden), sprich, in allernobelster und höchst traditioneller Umgebung zusammen mit zwanzig Leuten aus der ganzen Welt den Beruf des Butlers zu lernen, jeden Tag vierzehn bis sechzehn Stunden zu arbeiten und dabei immer wohlgekleidet im Frack und Hemd zu sein, erweitert die Hogwartsszenerie um das Quäntchen *Downton Abbey*, das wir alle so dringlich vermissen.

Ich schloss die Schule erfolgreich mit meiner Graduierung zum anerkannten Diener ab.

Nach meiner Ausbildung ging ich gemeinsam mit Robert van der Velden durch die Akten der Familien mit vakanten Stellen. Ich blätterte durch die Angebote, es reizte mich, ins Ausland zu gehen, nach Kapstadt oder zu einer Familie auf Malta, ich stellte es mir äußerst anregend vor, bei einem Minister in Paris zu arbeiten oder bei Geschäftsleuten in London, andererseits war mir auch mulmig bei dem Gedanken, gleich beim ersten Job »in die Welt« hinauszugehen, zumal mein Englisch nicht gerade das von Shakespeare war. Ich sah die Fotos durch, große Familien und kleine und Paare und einzelne Damen oder Herren, sie posierten vor Palmen oder im Fotostudio oder lachten auf gut ausgeleuchteten Schnappschüssen.

Schlussendlich war es gar nicht van der Veldens Datei, die mich zu den Hobbs brachte, nein, kurios genug, es geschah über die Vermittlung Rosl Fraxners.

Ich war nach der Matura durch Zufall dazu gekommen, für ein knappes Jahr für einen gewissen Dr. Thaler zu arbeiten. Rosl Fraxner hatte natürlich mitgekriegt, dass ich nach meinem Engagement oben in seiner Villa am Margarethenkapf die Sache in den Niederlanden auf der Dienerschule sozusagen professionalisiert hatte, und als ich wieder zurück war, stöberte sie mich bei meinem samstäglichem Kaffee im *Element* auf, machte ihr unvermeidliches Foto und setzte sich ungefragt an meinen Tisch.

Ich ließ die *Financial Times* sinken. »Hier ist besetzt.«

»Ja ja ich weiß, ich bin eh gleich wieder weg, ich habe nur gehört, dass du eine Anstellung suchst.«

»Gehört? Von wem?«

Sie wackelte unverbindlich mit der Hand und kramte in ihrem Rucksack.

Wir haben Rucksäcke, fernab vom wandertechnischen Kontext, immer verachtet. »Ein Rucksack«, sagte Gösch einmal sehr richtig, »verhöhnt jede Silhouette. Einen Dicken aber gibt er der Lächerlichkeit preis, da er den vorhandenen, ausladenden Rundungen eine weitere, künstlich erzeugte hinzufügt und dadurch unweigerlich die gesamte Dicklichkeit gnadenlos ins Rampenlicht stellt.« Speziell Rosl Fraxners Exemplar – aus Leder mit Webintarsien im Aztekenlook – brachte mich auf die Palme. Eine Rosl Fraxner, das war meine ganz private Meinung, katapultierte ein Rucksack mitsamt ihren ausladenden Rundungen endgültig ins Reich der Albträume.

Missbilligend schaute ich zu, wie sie diverse Utensilien zutage förderte und auf meinem Tischchen aufreichte, einen bunten Schal, eine Reisepackung *Hakle feucht*, zwei Tafeln *Milka*-Schokolade, eine abgenudelte Kosmetiktasche, ein verkrümeltes, samtummanteltes Haargummi und allerlei Zubehör für ihre Kamera. Sie zerrte schließlich einen großen Umschlag hervor und reichte ihn über den Tisch, dann bestellte sie sich einen Kaffee.

»Das passt jetzt gerade ganz schlecht. Ich bin verabredet.«

»Wie nett, endlich wieder ein bisschen *amore* in deinem Leben, wie heißt sie denn?«

»Ich bin mit Olli verabredet.«

»Ach. Na ja, bis der Obergauner da ist, bin ich schon längst davongehüpft.«

Gehüpft ist gut, dachte ich, während ich die Zeitung weglegte und unwillig, jedoch zugegebenermaßen auch etwas neugierig, die Papiere aus dem Umschlag holte. Es waren zwei Seiten getippter Text auf dickem Papier nebst einem geschmackvollen Familienporträt.

Auf dem Bild saß die Familie an einem zur Kaffeejause gedeckten Tisch in einem spätherbstlichen Garten, die Sonne fiel schräg und wohlwollend durch die tiefgelben Blätter einer Linde und tauchte die Protagonisten in ein wunderbar warmes Licht. Es war, wie ich später erkennen würde, ein Foto aus ihrer *Season's-Greetings*-Reihe – eines der wenigen in Farbe. Eigentümlich und nicht vereinbar mit meinen Vorstellungen einer handelsüblichen Familie fand ich die Anwesenheit gleich zweier Männer. Es gab auf dem Bild eine Frau (klarer Fall: die Mutter), einen kleinen Jungen – der Sohn, was sonst –, und dazu diese Zwillingbrüder im väterlichen Alter (wer hier welche Funktion einnahm, war mir zunächst unklar), allerdings deutlich älter als die Frau, diese vier jedenfalls schienen den Hobbs'schen Haushalt zu bilden. Aus den leichtfüßigen Zeilen des saisonalen Grußes entnahm ich, dass der eine von beiden, der Vater, erfolgreicher Anwalt war und sein Bruder, weniger erfolgreich, wie durchaus neckisch suggeriert wurde, Maler. Ich betrachtete noch einmal das Bild, und mit diesen beiden Berufsoptionen ließ sich die Rollenverteilung problemlos klären, der eine Zwilling steckte souverän und gelassen in tadellos sitzendem Anzug italienischen Schnitts, der andere trug einen

irgendwie zerknüllt wirkenden Dreiteiler, Marke Jahrhundertwende, den Olli, Isi, Gösch und ich ihm früher sofort abgekauft hätten. So jemand die Karikatur eines Malers entwerfen wollte, er würde zu diesen Klamotten greifen. Sie gefielen mir beide sofort, nein, es war nicht nur, dass sie mir gefielen, sie wirkten seltsam vertraut, als hätte ich sie schon mal irgendwo gesehen und wir wären gut klargekommen, vielleicht war es einfach ihr intelligenter, leicht amüsiert wirkender Blick, der einem das Gefühl gab, man teile zusammen die Erfahrung irgendeiner Schlüpfriegerkeit und würde einvernehmlich darüber schweigen.

Auch Frau Hobbs wirkte äußerst sympathisch – definitiv gut aussehend –, sie strahlte diese Mischung aus Herzlichkeit und Kompetenz aus, die ich immer schon angehimelt hatte. Der kleine Junge sah aus wie ein kleiner Junge eben aussieht, womöglich ein bisschen verzärtelt und am ganzen Körper hamsterbackig, in seinem Polopullover und den gebügelten Hosen glich er aufs Haar diesen schnöseligen Jungs aus der Patek-Philippe-Werbung, in der Uhren schon für die nächste Generation gekauft werden. Er tat mir leid, aber in Grenzen, ich habe kein besonderes Faible für Kinder.

Rosl Fraxner hatte schon wieder eines ihrer unleidigen Fotos gemacht – Krischi Kauffmann in Betrachtung wichtiger Unterlagen –, und ich legte das Bild zu dem Schreiben und schob ihr den Paken hinüber.

Sie trank einen Schluck Kaffee und verräumte ihren ganzen Plunder mit Ausnahme des Kosmetikbeutels wieder im Rucksack, die Hobbs'sche Akte ließ sie liegen.

»Eine bezaubernde Familie«, sagte sie, während sie sich mit energischen Strichen die Lippen anmalte, »stinkreich, und du bist genau das, was sie suchen.«

»Und was haben Sie mit denen zu tun?«

»Aber wo«, sie warf den Lippenstift zurück in den Beutel und betrachtete sich in einem kleinen Handspiegel, »aber gar nichts habe ich mit denen zu tun, ich kenne die überhaupt nicht, ich hörte nur über meine Künstlerfreunde in Zürich davon und dachte natürlich sofort an dich.«

»Was für Freunde?« Sicher, ich wollte wissen, wieso sie mit diesen Unterlagen zu mir kam, gerade zu mir, gerade sie! Aber ich ließ mir auch keine Gelegenheit entgehen, sie ein bisschen zu ärgern, es war einfach so, dass ich Rosl Fraxner liebend gern in Gespräche verwickelte, in denen sie mir zunehmend auf den Keks ging.

Sie klappte den Spiegel zusammen und fuhr sich wichtig durch die Haare, »Meine lieben Freunde, andere Künstler, ich sag immer ›Kirchenkünstler‹, aber nicht, weil die religiös sind oder so, das ist eine autonome Organisation ortsansässiger Künstler, die in einer ehemaligen Kirche in Zürich ihre Werke ausstellen. Seit Jahr und Tag hoff ich, sie laden mich einmal ein.«

»Sie sind doch nicht ortsansässig«, sagte ich, geschweige denn Künstlerin, dachte ich, wieso in aller Welt sollten die sie einladen?

»Aber was, ortsansässig ist ja ein dehnbarer Begriff, oder, das sind ja ganz fließende Grenzen, gerade in der Kunst. Jedenfalls sind mir diese Hobbs wärmstens empfohlen worden, ganz warm, eine total nette Familie und sehr für die Kunst. Genau das Richtige für dich.«

»Weil ich so für die Kunst bin, oder was.«

»Genau!«, rief sie in dieser entsetzlich lauten und dionysischen Art, die mich, nebst allem anderen, schon immer weite Kreise um sie hatte ziehen lassen. »Ihr seid doch so für die Kunst! Nur meine Bilder, die kommt ihr euch nie anschauen, dabei gibts da so viel zu entdecken, ich kenn euch doch, seit ihr kleine Putzerln warts. Komm doch einmal vorbei und schau dir die alten Bilder an!«

Mich schauderte, das Letzte, was ich sehen wollte, waren die Fraxnerfotos von mir als kleinem Putzerl.

»Ich überlegs mir«, murmelte ich.

»Das ist supertoll«, sie schob die Hobbs-Akte resolut wieder über den Tisch, »und das hier ist ein *pöörfeckt Mätsch*, wie man so sagt, für so was hab ich einen Riecher, das ist meine Künstlernase, die mir sagt, wenn welche zusammenpassen. Du musst nach Zürich, zu den Hobbs!«

Wenn sie es schafft, dachte ich in diesem Fatalismus, der meine Gespräche mit Rosl Fraxner immer schon ausgezeichnet hatte, wenn sie es schafft, ohne die abermalige Erwähnung des Wortes »Künstler« hier Leine zu ziehen, gehe ich zu den Hobbs. Es waren diese Art kleiner, geheimer Wetten, die meine Begegnungen mit ihr versüßten, und sie tappte erfahrungsgemäß zielsicher in jede Falle.

»Ich als –«, sagte sie – *Künstlerin*, vervollständigte ich siegesgewiss ihren Satz, *ich als Künstlerin*, aber da stand mein Freund Olli vor uns, sie hob instinktiv die Kamera, aber er war schneller und machte ein Foto von ihr.

»Frau Fraxner, wie laufen die Geschäfte, alles fest im

Blick? Wieder ein paar wichtige Bilder geschossen in letzter Zeit?»

»Ja freilich, ich bin halt immer auf Achse, die Welt steht ja nicht still, gell?» Geschäftig trank sie ihren Kaffee aus, warf die Schminksachen in ihren Aztekensack und wuchtete ihn auf den Rücken, sie knipste, nun wieder ganz die routinierte Szenefotografin, ihr Abschlussbild von uns und wuselte, ohne Olli eines weiteren Blickes zu würdigen, aus dem Café.

»Du hast sie wieder mit den eigenen Waffen geschlagen«, sagte ich, während ich die Hobbs-Akte in meiner Tasche verschwinden ließ. Ich war verblüfft über den Ausgang meiner kleinen Wette – immerhin hatte ich noch nie eine verloren –, doch es fühlte sich wider Erwarten angenehm an: Das Schicksal hatte entschieden.

»Absolut«, er hängte sich seinen Fotoapparat um den Hals und ließ sich auf den Fraxnerstuhl fallen. Er orderte ein Stück Kuchen und Kaffee. »Ich erwäge ernsthaft die Planung von Band drei von *Roslgruseln*, vielleicht diesmal für den internationalen Markt.«

»Ich hab eine Stellung«, sagte ich.

»Oha«, sagte er, er machte ein Foto, »ein wichtiger Moment.«

Ich ging also nach Zürich. Es war Zürich, und damit nicht gleich Tokio oder Sydney, es war weit genug entfernt von meiner Heimat und dennoch problemlos in Kürze zu erreichen, die Familie sprach sowohl Englisch als auch Deutsch, was es mir ermöglichte, meine Englischkenntnisse zu verfeinern, und ich konnte mich in

meinen neuen Beruf stürzen, ohne mit den Fallstricken einer völlig neuen Kultur kämpfen zu müssen. Natürlich ging ich davon aus, nach den empfohlenen zwei bis drei Jahren die nächste Etappe zu nehmen, ich hatte nicht vor, zu verweilen, ich wollte die Hobbs, ich wollte Zürich nutzen als mein Sprungbrett in die Welt, in andere Haushalte, in neue Herausforderungen.

Dass ich zehn Jahre bleiben würde, hätte ich niemals für möglich gehalten. Aber es holte mich das ein, was immer schon als Anlage in mir vorhanden war und vielleicht nur durch die Regsamkeit meiner Freunde kaschiert wurde: meine nicht unerhebliche Bequemlichkeit und mein völliger Mangel an Ehrgeiz.

2 Mein erstes Treffen mit Frau Hobbs fand im *Café Sprüngli* in der Bahnhofstraße statt, sie hatte reserviert.

Es war November, die Wolken rasten wie närrisch über den Himmel, oder die Erde drehte sich schneller als sonst. Es regnete, und ich legte meinen feuchten Mantel an der Garderobe ab. Ich fragte an der Theke nach ihr, sie stand auf, als ich an ihren Tisch trat.

»Sie müssen Christian sein.«

Sie hatte den kräftigen Händedruck der Bäcker und Milchbauern – ich habe es noch nie leiden können, Hände zu schütteln, die sich »wie tote Hamster anfühlten« (so Isi), Frau Hobbs quetschte mir mit entspanntem Gesicht die Hand, als hätte sie die gewaltige Kraft, die in ihr tobte, ein-

fach nicht im Griff. Sie sah wirklich gut aus – gute Haut, gute Haare, gute Figur, nein, sie sah nicht nur gut aus, sie war eine schöne Frau. Sie war der Typ »Frau mit Locken«. Aber es war nicht ich, der die treffendste Beschreibung von ihr lieferte, es war, Jahre nach unserem Kennenlernen im *Sprüngli*, Gösch – natürlich Gösch. Dieser Abend auf der Terrasse bestätigte mir, was ich schon bei ihrem ersten Zusammentreffen befürchtet hatte: Er hatte sie sofort auf dem Schirm. Ich werde auf beides noch zu sprechen kommen, auf ihr Zusammentreffen in Feldkirch und auf den Abend auf der Terrasse in Zürich, doch an dieser Stelle ist es nur seine Beschreibung von Frau Hobbs, die ich erwähnen möchte.

»Irres Haar«, sagte er in diesem fachmännischen, taxierenden Tonfall, »eine Knallerhaut, ein fester Körper und dieses wundervolle Lachen der Großzahnigen – umwerfend. Das Erste aber«, fuhr er fort, als ich nichts dazu sagte, »das Erste, was mir an ihr auffiel, waren die langen, gut bemuskelten Waden, eine Seltenheit, wenn man mich fragt, und dazu völlig unterschätzt. Im Grunde ist es so: Schöne Waden sind ein fast sicherer Hinweis auf allgemeine Schönheit. Ganz anders verhält es sich übrigens mit langem, vollem Haar. Nicht selten ist es mir schon passiert, dass ich eine Frau mit herrlicher Haarpracht, mit hüftlangen, dichten und glänzenden Haaren hoffnungsfroh umrundete und in ein mehr als belangloses Gesicht blickte, ja, es war so, als wäre sämtliche Kraft in die Haare geflossen, als hätte die Schönheit sich hinterrücks geballt, und vorne bleibt nichts als ein verlebtes, müdes Gesicht, wahlweise zu platt oder zu schmal,

schlechte, fahle Haut oder ein Ausdruck von Zuwiderkeit, eine Nase wie ein ganzer Kartoffelsack, alte Pickelnarben oder einfach nur mangelnde Intelligenz, was sowieso alles zunichte macht.«

Unruhig hatte ich nach oben geblickt, zu den geschlossenen Fenstern ihres Schlafzimmers gesehen, die direkt über uns gelegen hatten. Hätte ich ihm den Mund verbieten sollen? Vielleicht. Es war feige, es nicht zu tun. Ich sagte nichts.

»Interessanterweise verhält es sich anders bei gelockten Haaren, wie beispielsweise in diesem Fall«, dozierte er weiter in diesem raunenden, lauernden Tonfall, der mich so anzog und zugleich so abstieß, »echte, starke Locken gehören zumeist einem wohlgenährten Körper an – hier wiederum liegt die Gefahr der Dicklichkeit nahe –, gut gepolsterte, rosige Gesichtshaut, selten Unreinheiten, *good in shape*, außer, wie gesagt, es wird zu üppig, was mit fortschreitendem Alter nur zu oft der Fall ist. Sie ist dieser marginale Fall einer englischen Schönheit.«

»Sie ist keine Engländerin«, sagte ich, ich hörte selber, wie kläglich es klang.

»Total egal«, sagte Gösch ungerührt, »eine englische Schönheit hat nichts mit geografischer Herkunft zu tun, es ist ein Archetypus. Eine gute, natürlich blasse Haut mit bezaubernden Sommersprossen, starkes Haar, das man gerne als kastanienbraun bezeichnet, und es stimmt, Bettis Haar hat die Farbe frisch geschlüpfter, seidig schimmernder Kastanien, durch die sanfte Welle glaubt man sogar diese Maserung zu sehen, die die Früchte, fast unsichtbar, überzieht. Was diesen Typus Frau aber vor

allem ausmacht, ist die angenehme Kompaktheit. Alles scheint fest und straff, aber es ist nicht diese übertrainierte und gezüchtete Körperlichkeit, wie sie heute modern ist, sondern – auch hier wieder ist der Grat nur allzu schmal – eine Fülle, die quasi nirgends hängt, sondern strotzt, vor Saft, vor Energie.«

»Sie macht aber Pilates«, sagte ich, und die Tatsache, dass Gösch mich nur unendlich mitleidig ansah, führte dazu, dass ich die völlig idiotischen Worte hinzufügte: »Glaube ich.«

Gösch lachte, »Krischi«, sagte er, »du bist so ein Trottel.« Dann fuhr er fort: »Kaum Cellulite. Gute Durchblutung. Augen von einem hellen Graugrün – ebenfalls typisch, oft allerdings auch blau. Ein flächiges Gesicht, starke Wangenknochen und relativ kräftige Handgelenke, wie auch die Hüften wohlproportioniert sind, und natürlich mit Hintern. Androgynität ist hier nicht, wir sprechen von wirklichen *Popos*«, sagte Gösch, und er konnte »Popos« sagen in einer Art, die einen Hintern so lebendig heraufbeschwor, als wäre er nur wenige Zentimeter von einem entfernt und man bräuchte nur die Hand auszustrecken, um ihn zu umfassen. »Popos, die sich besonders gut machen unter allerlei Geblütem, geblünte Röcke, geblünte Kleider, also dieser *Laura-Ashley*-Romantizismus ganz allgemein, dazu Kaschmirpullover und darunter Blusen, einfarbig oder im *Liberty Print*, im Winter Strumpfhosen in Pastelltönen, in der wärmeren Jahreszeit durchaus das nackte Bein, wie gesagt, solche Frauen können es sich leisten, die Haut ist, gerade in ihrer Blässe, *superbe*, es ist dieses typische aristokratische Understatement, das sich

praktisch an jeder Wade ablesen lässt. Gerne auch Hosen im klassischen Schnitt, aufgrund ihrer Körpergröße wirkt das niemals speckig, Tweed, natürlich – aber unbedingt gut geschnitten, trägt leicht auf –, ich spreche hier vom englischen Typus, und gerade die Engländer schaffen es wie niemand sonst, ihre Vorzüge hervorragend durch entsprechendes Tuch zur Geltung zu bringen.«

Er hatte recht. Er hatte sie gesehen, und er hatte sie verstanden. Wenn Gösch so redete, redete wie ein Sommelier über einen guten Tropfen, hörte er sich an, als lägen hinter ihm Jahrzehnte der Erfahrung mit Frauen, als wäre es der geschulte Blick eines Profis, die Skills eines hungrigen und geübten Liebhabers.

»Du redest wie auf dem Viehmarkt«, sagte ich.

»Man merkt, dass du keine Ahnung hast.« Er stand auf und streckte sich, die Decke war zu Boden gefallen, er beachtete sie nicht. »Man mag sagen, was man will«, bemerkte er abschließend, »ich persönlich bin überzeugt davon, dass Äußerlichkeiten auf den Charakter schließen lassen.«

Damals nahm ich das irgendwie persönlich, damals dachte ich, er wolle mir durch die Blume irgendwas über mich sagen, damals fragte ich nicht nach. Ich fragte nicht: »Und, auf was für einen Charakter schließt du, wenn du Frau Hobbs betrachtest?« Heute würde es mich interessieren. Es würde mich interessieren, ob er mit seiner Einschätzung richtig lag.

Ich selbst jedenfalls komme jetzt, da ich dies niederschreibe, unweigerlich auf seine Worte zurück, ich sitze hier oben am Margarethenkapf und schaue hinunter auf

die Stadt und denke an mein erstes Treffen mit ihr im Café, und wenn ich sie beschreibe, so beschreibe ich sie mit Göschs Worten, ich habe keine besseren für sie.

»Sie müssen Christian sein«, sagte sie und quetschte meine Hand zu Mus, »kommen Sie, wir gehen nach vorne und suchen uns ein Stück Kuchen aus, er soll ganz passabel sein hier.«

Wir gingen hinüber zur Vitrine, sie schwatzte über dies und das, klaubte ein Staubkorn von meinem Revers und schaute von unten zu mir herauf wie eine kleine, schelmische Schwester, sie strich nachlässig durch ihren Wusch an Haaren, schüttelte ihn nach hinten und steckte die Spange wieder fest. Ich schätzte sie auf Ende dreißig, wiewohl sie jünger aussah. »Sie ist der Typ Frau, der mit zwanzig gut aussieht, mit dreißig noch besser und von da an eine reife, überaus erotische Schönheit entwickelt, die mit etwa fünfzig, Mitte fünfzig, ihren Höhepunkt erreicht«, so hatte Gösch das zusammengefasst. Wenn ich das letzte Bild betrachte, das ich von ihr habe, sie und die Kinder, irgendwo in Frankreich am Strand, aufgenommen vor etwa einem Jahr, dann muss ich sagen, dass Gösch auch damit recht hatte. Sie sieht toll aus, und der Zenit ist noch nicht abzusehen.

Wir aßen Trüffeltorte, sie plauderte über Raphael, ihren babyspeckigen Sohn, den großen Garten mit seinen Vor- und Nachteilen (wunderbare alte Obstbäume, windgeschützt, fette Erde, lichtschluckende Bäume, leicht abschüssig) und einen kürzlich verstorbenen Hund

namens Pina Bausch, sie erwähnte ihren Mann und ihren malenden Schwager – »Sie kennen uns alle ja bereits von der Fotografie, nicht wahr?« –, dazwischen trank sie Kaffee, cremte sich die Hände ein und rühmte meinen großen Wuchs, die hohe Stirn (»wie Wittgenstein«), und diesen »alpinen Zug um den Mund«. Wie nebenbei erfragte sie die berufliche Tätigkeit meiner Eltern (ich sagte: »Einzelhandel«), bevorzugte Lektüre (»Kafka« – mit Kafka liegt man erfahrungsgemäß nie falsch, er ist der Code für unverbindlich guten Geschmack, und niemand fragt je genauer nach) und sprach über die Tatsache, dass ihr Haus mein zweites Arbeitsumfeld sein würde, das erste allerdings nach meiner Ausbildung.

»Ich habe mit Robert van der Velden telefoniert – Ihrem Zeugnis entnahm ich, dass Sie auf seiner Schule waren. Ich habe mich über Sie informiert.«

»Natürlich.«

»Er hält sehr viel von Ihnen.«

»Das ehrt mich.«

Sie knuffte mich in die Seite. »Ein Naturtalent«, sagte er mir, »der wird seinen Weg machen.«

»Das ist sehr gütig von ihm.«

»Du meine Zeit, Sie reden ja wie ein Opa, wie alt sind Sie noch mal?«

»Ich war im Herzen immer schon eher ein Fall für den Seniorenenteller.«

Sie lachte dieses »wundervolle Lachen der Großzahnigen« und kratzte den letzten Rest Torte von ihrem Teller. »Ich möchte mich nicht in Ihr Privatleben einmischen, aber wenn Sie denken, damit den Unwägbarkeiten des

Lebens zu entkommen, alle Turbulenzen und unangenehmen Überraschungen zu überspringen, täuschen Sie sich gewaltig.«

»Unwägbarkeiten?«

Sie lehnte sich zurück, griff nach ihrem Foulard und knotete sich das apricotfarbene Stück Seide duftig um den Hals. Die Sonne kraxelte, plötzlich noch einmal ganz behend, zwischen den Wolken hervor und schien nun durchs Caféhausfenster, mäanderte durch ihr tolles Haar, sie hatte Lachfältchen um die Augen, und jetzt, in dem veränderten Licht, sah man erst, wie geschickt die Farbwahl ihrer Kleidungsstücke war: Ihre Bluse, im künstlichen Licht hier herinnen nicht mehr als ein luxuriöses Oberteil, leuchtete nun auf wie Moos in einem Laubwald, nachdem der Regen sich verzogen hatte, ein zugleich aufregender wie geheimnisvoller Vorgang.

»Unwägbarkeiten«, bestätigte sie, »das Leben, die Liebe, das stete Auf und Nieder, Berg und Tal, die vielen hinreißenden Ungewissheiten.«

»Ich bin eher der Typ Langweiler. Keine großen Ausschläge. Ich möchte nur meinen Job machen, Frau Hobbs.«

Sie lächelte, die Fältchen um ihre Augen fächerten sich wieder zu kleinen Plisseeröcken, »Keine großen Ausschläge also, auch gut«, sie holte die Geldbörse aus ihrer Tasche und bezahlte, ich stand auf und half ihr in den Mantel.

Sie wandte sich mir zu, während sie ihr Tuch zurechtsteckte. »Ich hoffe natürlich sehr, Sie neigen dazu, Ihren Job künftig bei uns zu machen.«

»Es wäre mir eine Ehre.«

Sie reichte mir die Hand, und meine eigene fühlte sich sofort wieder eingeschlossen wie in einem Schraubstock. »Ich muss Sie allerdings warnen – ich weiß ja nicht, was Ihnen in Ihrer Ausbildung erzählt wurde –, bei uns geht es jedenfalls eher zwanglos zu, wir sind nicht besonders förmlich.«

»Ich verstehe vollkommen, Frau Hobbs.«

Sie lachte, »Sie sind mir einer«, sagte sie. »Sie sollten vorher selbstverständlich noch meinen Mann kennenlernen – er gilt allgemein als ganz verträglich«, sie lachte wieder, ich lachte mit, und sie lud mich ein, am Samstagnachmittag oben in der Villa vorstellig zu werden.

Sie hakte sich bei mir unter und wir verließen zusammen das Café, traten hinaus auf die Bahnhofstraße, allerhand Krawatten und Deuxpièces eilten wichtig an uns vorbei, diese typische, sachte Wintersonne fädelt sich durch die Häuser, und es roch nach dem Schnee, der bald kommen würde. Sie knöpfte sich den Mantel zu und drehte sich zu mir – jetzt endlich fiel mir ein, an wen sie mich erinnerte: Julianne Moore. Mit diesem immer irgendwie amüsiert wirkenden Zug um Mund und Augen sah sie aus wie die Schweizer Cousine der Schauspielerin. Dieser perfekte Haaransatz. Sollte ich einmal als Frau wiedergeboren werden – Isi hält das durchaus für möglich –, möchte ich unbedingt diesen Haaransatz haben. Julianne Moore, Anne-Sophie Mutter, Bernadette Hobbs, sie alle hatten den Haaransatz meiner Träume. Sie klopfte fröhlich an meinem Jackenärmel herum und richtete mir den Schal und sagte: »Hoffentlich auf gute Zusammenarbeit.«

Ich mochte sie sofort.

3 Der erste Eindruck meines zukünftigen Arbeitsumfelds war äußerst positiv. Ich weiß nicht, wie gut Sie sich in Zürich auskennen, aber von der Goldküste werden Sie schon gehört haben – es ist die rechte, sonnige Seite des Sees, sicher eine der besten Adressen, wenn man das nötige Geld hat und angemessen wohnen will. Dort oder, wie die Hobbs, oben am Zürichberg. Da stehen die großzügigen Villen mit den geschmackvollen Parks drumherum, die Geräusche wirken angenehm gedämpft, die Ästhetik der Gegend bewegt sich irgendwo zwischen Jane Austen und Bettina von Arnim, und es herrscht ganz allgemein so eine Art kultivierte Pfarrhausstimmung.

Zugegeben, als ich durch die stilvolle Pforte in den Garten trat, dessen Beete und Rabatten dem winterlichen Wetter entsprechend mit Tannenzweigen abgedeckt waren, war ich nicht unerheblich irritiert. Der eigentliche, riesige und geschickt angelegte Garten befand sich hinter dem Haus. Hier vorne waren es, neben den saisonal unterschiedlichen Blumen, zwei alte Magnolienbäume, die die Aufmerksamkeit auf sich zogen, und eine Bronzeskulptur von gewaltigem Ausmaß. Sie stand gleich rechts, wenn man auf die Haustür zuing, und beim ersten Besuch zollte ich ihr nur einen flüchtigen Blick. Ich hatte später noch genug Gelegenheit, mir das Machwerk anzusehen, es entstammte den Händen einer Künstlerin, die zusammen mit mehreren anderen ortsansässigen Kunstschaffenden in einer nah gelegenen ehemaligen Kirche ihre Arbeiten ausstellte – es konnte sich hierbei nur um

